
Andreas Wollbold

Auf der schiefen Ebene – Schwangerschaftskonflikte als Anfrage an die Pastoral

„Gorod budet – Die Stadt wird sein“, unter diesem Schlagwort entstand von 1929 an in nur wenigen Jahren die sowjetische Eisenhüttenstadt Magnitogorsk am Südzipfel des Ural. Daß eine solche Metropole von über 400 000 Einwohnern und einem Agglomerat von Hochöfen, Walzwerken und Schornsteinen an einem bislang kaum bewohnten Ort aus dem Boden des alten Mütterchen Rußland gestampft werden konnte, das war „das Symbol des radikal Neuen und ganz anderen“): Durch die planende Verbindung aller Kräfte entstand eine neue Gesellschaft. Von alten Bindungen freigesetzt, sollten Menschen ihr Glück nicht mehr von Sonne und Regen über ihrer Ernte, sondern vom Geschick der Planung erwarten. Die Rhythmen der Natur, alte Bräuche des Zusammenlebens, Zugehörigkeiten und Lebensläufe verloren schnell ihre Gültigkeit. Es galt nur noch der neue Mensch, der allein durch seine Position in der Produktion bestimmt war: statt der Zwänge der Natur die Einordnung in die Planung. Natur wurde gesellschaftlich überlagert. Statt einer Natur- nun also eine Erlösungsordnung eigener Art: die erlösende Kraft der Technik. Und was die einzelne Persönlichkeit gilt und wert ist, wurde ihr nunmehr nicht aus den Zusammenhängen der Natur zugeschrieben, sie hatte es sich selbst und ihrer Leistung zuzuschreiben.

Überlegungen zur Hilfe in Schwangerschaftskonflikten konzentrieren sich meist auf die Lebenswelt der Betroffenen, auf psychosoziale Konflikte, Partnerschaftsprobleme, fehlenden Wohnraum, Kindergartenplatz usw. Doch in ihnen drücken sich zugleich die gesellschaftlichen Umbrüche aus. Denn was in Magnitogorsk im Zeitraffer geschah, erstreckte sich in Deutschland zwar

über viele Jahrzehnte hinweg, aber nicht weniger revolutionär. Nur auf diesem Hintergrund lassen sich diese Konflikte verstehen.

Natur und Planung, so zeigte sich, bilden nun zwei ganz verschiedene Welten. Meine These lautet nun, Schwangerschaft steht an der Bruchstelle zwischen beiden Welten. Darum sind hier Konflikte gesellschaftlich vorprogrammiert. Daß also Schwangerschaft auch trotz Sozialstaat immer wieder zu einem Konflikt werden kann – 111 000 Abtreibungen (bei wesentlich höherer Dunkelziffer) wurden 1993 in Deutschland gezählt –, ist nicht zunächst ein Zeichen dafür, daß die öffentliche Moral gesunken ist – Schwangerschaftskonflikte sind selten eine Entscheidung „à la légère“! Es ist ein Symptom für gesellschaftliche Verwerfungen. Im Bild von der Bruchstelle gesprochen: Wie bei einem Erdbeben die Regionen am meisten gefährdet sind, an der zwei tektonische Platten aufeinander stoßen, so stoßen bei Schwangerschaftskonflikten zwei Welten aufeinander: die Einbindung in die Notwendigkeiten des Modells Persönlichkeit durch Leistung – Stichwort Magitogorsk – und die engste Bindung, die Menschen aneinander haben können, die im Mutterschoß. Die pastorale Seite, also sozusagen Erdbebenhilfe, darf darum nicht erst im Moment der Erschütterung beginnen, so wichtig das auch ist. Wirksam wird sie nur dann, wenn eine gründliche Sicherung der Fundamente vorausgegangen ist. Dazu ist im folgenden die Zwiespältigkeit der Individualisierung zu verstehen (1.), die sich im Bereich von Partnerschaft und Elternschaft verdichtet (2.). Ein Rückgriff auf das biblische Verständnis von Leben als Beziehung (3.) kann einen Rahmen für die pastorale Antwort auf Schwangerschaftskonflikte bilden (4.).

1. Freisetzung aus Bindungen: die zwiespältige Individualisierung

Als der Parlamentarische Rat 1949 das Grundgesetz schrieb, stand ihm dieser sozialgeschichtliche Wandel vor Augen. Waren Menschen in Notlagen nicht mehr von weit-

gespannten Netzen der Großfamilie, des Dorfes oder des Standes getragen, mußte der Staat soziale Sicherheit gewähren. Das Grundgesetz schrieb darum die Bundesrepublik als „demokratischen und sozialen Bundesstaat“ fest (Art. 20, Abs. 1). Was folgte, ist bekannt. Mit dem wachsenden Wohlstand explodierte auch das Sozialsystem: Heute arbeiten etwa 350 000 hauptamtliche Kräfte beim Caritasverband mit (zum Vergleich: etwa 120 000 Mitarbeiter in der Seelsorge.) So betragen 1993 die Ausgaben für Sozialhilfe in Deutschland immerhin 48,9 Milliarden DM mit laufender Hilfe für 2,5 Millionen Menschen und mit Hilfe in besonderen Lebenslagen für 1,9 Millionen Menschen.²⁾ Es ist nun wichtig festzuhalten, wie diese sozialstaatlichen Maßnahmen die Planung der Industriegesellschaft auch auf den sozialen Bereich ausdehnen. Sie stellen ja keine Rückkehr zu den alten überschaubaren Gemeinschaften dar, ihre Träger sind auch nicht Menschen aus den Lebenswelten von Betroffenen, sondern Angestellte von Ländern, Kommunen und Wohlfahrtsverbänden. So setzt auch der Sozialstaat die gesellschaftliche Überlagerung der Natur fort. Führen wir uns vor aller Kritik durchaus einmal die Faszination dieser professionalisierten Sozialarbeit vor Augen. Auch hier sind Leistungen möglich, die keineswegs hinter denen von Magitogorsk zurückstehen, denken wir etwa an die Förderung und Integration von Behinderten und vergleichen sie mit ihrem oft armseligen Los in früheren Zeiten.

Dennoch stoßen wir heute an die Grenzen des Sozialstaates, und das keineswegs nur angesichts leerer Kassen. Es drängt sich nämlich der Eindruck auf, daß das soziale Gefüge auf eine schiefe Ebene geraten ist. Wenn es einmal ins Gleiten kommt, hat man nicht Hände genug, alles vor dem Abrutschen zu bewahren. D. h. je mehr das Leitbild des unabhängigen, mobilen Menschen alle Lebensbereiche erfaßt, um so schwerer sind verlässliche, stabile Bindungen aufzubauen und um so unmöglicher werden Situationen, in denen einer auf den anderen angewiesen ist. Deshalb wollen neuerdings

auch einige Psychologen Bindungen wieder stärker fördern und sie nicht generell verächtigen, so etwa der Züricher Psychiater Jürg Willi:

„Jahrzehntelang wurden familiäre und eheliche Bindungen vor allem in ihrer krankmachenden Wirkung wahrgenommen – die schizoprenogene Mutter, die Anorexiefamilie, der Co-Alkoholismus, die Delegation der elterlichen Neurose an die Kinder. Es ist nicht so, daß es das nicht gibt, daß diese Wahrnehmungen in der Therapie nicht wichtig wären. Aber all diese Konzepte führen zu einer Überwertung und Verallgemeinerung von Pathologie, so daß die positive, ja lebenswichtige Bedeutung von Beziehungen und Bindungen nicht mehr gesehen wurde.“³⁾

Der Kieler Professor Hubert Speidel spricht sogar von der „kulturellen Sackgasse“ einer Gesellschaft, die „Bindung und Abhängigkeit vermeiden“ muß⁴⁾, und erwähnt dabei eine Untersuchung, nach der die Deutschen zwischen 1975 und 1988 „selbstbezogener und weniger an anderen Menschen interessiert geworden“ sind.⁵⁾ Die Freiheit ist also gewachsen, aber verlässliche Bindungen sind schwerer aufzubauen. Noch vor jedem Ausbau des Sozialstaates stellt sich heute darum die grundlegendere Frage: Wie werden Menschen zu Bindung befähigt? Können natürliche Verbindungen nicht gesellschaftlich kultiviert anstatt überlagert werden?

2. Schwangerschaftskonflikte an der Bruchstelle dieses Zwiespaltes

Sexualität und Elternschaft stellen jene Erfahrungen dar, durch die die Natur den Menschen am meisten über sich selbst hinausführt. Daß nämlich Menschen außer sich sind, daß sie zu einem Einsatz fähig werden, den sie sich selber nicht zugetraut hätten, daß sie schlaflos bleiben nicht wegen eigener Sorgen, sondern wegen eines anderen Menschen, das geschieht nirgendwo so oft wie zwischen Mann und Frau und zwischen Eltern und Kindern. Doch auch diese ungeheuer starke Naturkraft wird gesellschaftlich überlagert; die Orientierung an Mobilität

und Selbstbestimmung drängt sich in den Vordergrund. Das ist nicht einfach Egoismus, sondern systembedingte Anpassung. Bindung ist zwar durchaus gewünscht, doch sie ist schwerer zu verwirklichen: „Auch heute bewegt die überwiegende Mehrzahl von Menschen der Wunsch nach verlässlichen und dauerhaften Beziehungen ... (Doch) der Wunsch erweist sich heute ... als immer weniger lebbar.“⁶⁾ Es wird heute ja gewiß nicht weniger in Beziehungen investiert, aber Festigkeit entgleitet vielen Menschen – Stichwort schiefe Ebene! Ulrich Beck hat wohl den Kern dieses Problems erfaßt, wenn er sagt:

„In allen Fällen des Zusammenlebens von Frauen und Männern ... brechen die Jahrhundert-Konflikte hervor (er meint die langfristigen Umbrüche der Gesellschaft, A. W.). Sie zeigen dort immer nur ihr privates, persönliches Gesicht. Doch die Familie ist nur Ort, nicht Ursache des Geschehens.“⁷⁾

Wir müssen darum lernen, auch hinter höchst persönlichen Konflikten gesellschaftliche Verwerfungen zu entdecken. Wo ökonomische Unabhängigkeit von Frauen zunehmend vorausgesetzt ist, machen sie sich auch mit Riesenschritten das Ideal der Persönlichkeit durch Leistung zu eigen.⁸⁾ Der enorme Gewinn an Freiheit, an Spielraum persönlicher Lebensgestaltung, fasziniert. Aber ähnlich wie für den Sozialstaat insgesamt stößt auch hier die einfache Übernahme des Leistungsideals an eine Grenze: Dort nämlich, wo Leistung, Unabhängigkeit und Mobilität auf eine Welt stoßen, die grundlegend andere Werte benötigt, die Elternschaft. Ein Kind bedeutet ja Bindung der Kräfte, Festlegung und Verantwortung für wenigstens 18 Jahre – und das mit offenem Ausgang ...

Nirgendwo zeigt sich so deutlich, daß das Muster Persönlichkeit durch Leistung ein neues Korsett darstellt, das Menschen zwar anders, aber nicht weniger eng einschnürt als die Wespentaille der Rokokodamen. Denn Leistung bringen zu können setzt voraus, leistungsfähig geworden zu sein. Bis jemand seine Existenz ökonomisch sichern kann, muß er sich seinen Weg durch Ausbildungsgänge, arbeits- und sozialrechtliche

Vorgaben und Möglich- und Unmöglichkeiten des Wohnungsmarktes gebahnt haben. Zu alledem kann ein Kind querliegen: Man muß es sich „leisten“ können – rein finanziell tatsächlich ein teurer „Spaß“, aber erst recht von der Warte verpaßter Chancen aus: Wenn etwa Studium oder Ausbildung noch nicht abgeschlossen sind; wenn eine Partnerschaft kriselt oder ein Flirt nun vom Ernst des werdenden Lebens eingeholt wird; wenn die familialen Netze brüchig geworden sind oder sich der Hilfe versagen; wenn ausländische Frauen in einem Land, wo alles so schrecklich viel kostet und sie selbst doch auf so wenig zurückgreifen können, ein Kind kaum verkraften können; wenn eine pränatale Diagnose sagt: „Dieses Kind wirst du nie ins Erwachsenenleben entlassen können“ oder eine Mutter um die 40 gerade den Wiedereinstieg in den Beruf geplant hat. Hier sind aber genau jene Konfliktpunkte vorgezeichnet, durch die das Austragen einer Schwangerschaft zum Alptraum werden kann: fehlende Ausbildung oder Beruf, eine soziale Stellung am Rand der Gesellschaft, Partnerschafts- und Familienkonflikte oder ein Bruch in der Lebensplanung. Ein Kind bedeutet für die Frau dann unter Umständen nicht bloß eine Auszeit von einigen Jahren Erziehungsurlaub, sondern ein womöglich endgültiges Aus auf dem Markt der Leistungen. Diesen Grundkonflikt, der gerade in einem Land des Wohlstands ausbricht, kann man sich nicht deutlich genug vor Augen halten. Das bloße Pochen auf das Lebensrecht des Kindes bleibt dagegen wirklichkeitsfern.

An anderer Stelle habe ich Schwangerschaft als Eintritt der Frau in eine andere Welt dargestellt, die sich von der Welt der Persönlichkeit durch Leistung grundlegend unterscheidet.⁹⁾ Schwangerschaft schafft eine mehrfache Verwobenheit. „Schwanger“ bedeutet ja ursprünglich „schwer“ und „schwerfällig“: Rein physisch werden die Beine oft schwer, fallen die gewohnten Gänge schwer, aber es wird auch oft schwer ums Herz. Denn eine Schwangere trägt ständig mehr mit sich als nur sich selbst – und das bleibt nicht auf die bloße Biologie be-

schränkt. Durch ihr Kind fühlt sich eine Frau auf verschiedenen Ebenen verwoben:

* Sie fühlt sich oft verwoben auf psychischer Ebene: Das Kind in ihrem Leib sagt etwas über die Geschichte ihrer Seele, über ihre eigene Kindheit, über erlebte Mutter- und Vaterrollen, über Selbstbewußtsein und Ängste, über Wünsche nach Geborgenheit und nach der Übernahme von Verantwortung, ja über ihre Erfahrungen mit Leben und Tod.

* Mit dem Kind fühlt sie sich auch oft auf biographischer Ebene auf wenigstens 18 Jahre hin verwoben. Das Kind stellt Weichen, hinter die man nie mehr zurückgehen kann. Und falsch gestellte Weichen können ja nicht nur bei der Eisenbahn zur Ursache großer Unglücke werden ...

* Gesellschaftlich braucht Schwangerschaft Schutz, sie ist auf andere angewiesen. In einer bäuerlichen Großfamilie bis vor 30, 40 Jahren ging das fast wie von selbst: Irgendwann konnte die Schwangere nicht mehr morgens zum Melken oder auf das Feld, da sprangen die unverheiratete Tante oder schon ältere Kinder ein; und wenn dann das Kind zur Welt gekommen war, war auch immer jemand da, der nach ihm schauen konnte. Auch in Verhältnissen, wo Frauen mit der Heirat fast selbstverständlich aus dem Beruf ausschieden, genügte eine familieninterne Planung. Erst wo auch die Frau grundsätzlich berufstätig ist, beginnt ein kompliziertes Jonglieren, das Mutterschaft und Berufstätigkeit miteinander verbinden soll.

Individuelle Leistung, Unabhängigkeit und Mobilität auf der einen Seite, Bindung, Angewiesensein und Verwobenheit auf der anderen Seite: Man kann die Spannung der beiden Welten wohl ignorieren, ja man kann über weite Strecken sogar gar nicht so schlecht damit leben. Denn das Modell Persönlichkeit durch Leistung lockt ja dadurch, daß man sich „etwas leisten“ kann. Unser deutscher Ausdruck „sich etwas leisten“ ist da zu Recht doppeldeutig: Er meint einmal die Möglichkeit zum Konsum: „Ich leiste mir einen Urlaub in der Dominikanischen Republik.“ Es meint dann aber auch die Freiheit von Bindungen: „Was du dir da leistest, ist eine Frechheit!“ Ob diese Doppeldeutigkeit auch für Elternschaft gilt? Zum einen wird Elternschaft heute weithin als ein kostbares Gut angesehen, man denke nur an die Erschütterung, die ungewollte Kinderlosigkeit bei vielen Ehepaaren auslöst. Zum anderen

wird Elternschaft selbstwertbezogener: Kinder sollen für ihre Eltern Leben ins Haus bringen, sollen witzig sein, frech wie Pippi Langstrumpf (natürlich nur, solange es sich in Grenzen hält), ein bißchen verschmust, nach Feierabend gemütlich, aber nicht quengelig, sie sollen in der Schule keinen Ärger machen, und vor allem (mit einem Schuß Ironie): Kinder sollen immer für die Eltern dasein, wenn diese sie brauchen. Darum fällt Erziehung offensichtlich schwerer: Ja- oder Nein-Sagen, Orientierung über Richtig und Falsch, Gut und Böse, durch die ein Kind allmählich erst seinen eigenen Weg findet, werden immer wieder überlagert von dem einen großen Wunsch, beim Kind ganz man selbst zu sein. So erkennt die Schweizer Psychologin Eva Zeltner-Tobler in Verwöhnung und mangelnder Distanz zwischen Eltern und ihren Kindern die Ursache für Probleme beim Selbständigwerden von Jugendlichen.¹⁰⁾ Und eine geplagte Mutter meinte über ihren Dreijährigen: „Wenn er den Tonarm abbricht, kaufen wir eben einen neuen Plattenspieler. Ich kann unsern Kleinen eben nicht weinen sehen.“

So bleibt die Spannung zwischen beiden Welten bestehen, sie fordert zur Besinnung auf die Grundlagen der Gesellschaft auf. Bleiben sie verdeckt, kommt es zu eigenartigen Zwiespältigkeiten. So berichtet etwa Heiner Barz bei der Einstellung Jugendlicher zur Abtreibung davon, wie ein junger Mann im selben Atemzug sagt: „(Über eine Schwangerschaft) würd' ich total heulen vor Glück,“ dann aber zustimmend von zwei Abtreibungen seiner Freundinnen erzählt; oder wie ein anderer meint: „Abtreibung ist für mich Tötung,“ dann aber auch dem Satz zustimmt: „Es ist eine Sache der Frau.“¹¹⁾

3. Die Option des Glaubens: das Leben mehr

Das bisher Gesagte sollte nichts weiter als die Situation darstellen. Darin liegt keine Sehnsucht nach der traditionellen Großfamilie, nach überschaubaren Lebens- und Produktionseinheiten und nach der Domi-

nanz des Wir über das Ich. Abgesehen davon, daß es damals zu vielen klandestinen Abtreibungen unehelicher oder nicht standesgemäßer Kinder kam, abgesehen auch davon, daß man das Rad der Geschichte nie zurückdrehen kann, und daß, wer die Volksgemeinschaft beschwört, schnell in ideologisches Fahrwasser gerät, ist es ja längst nicht ausgemacht, daß die Waage des Glaubens sich von vornherein auf die Seite der Vergangenheit neigt.

Ein Blick in die Bibel überzeugt nämlich rasch davon, daß hier alles andere als die Vergöttlichung der Natur vorherrscht. Das Schlüsselwort der Beziehung des Menschen zur Natur fällt gleich auf den ersten Seiten des Buches Genesis: „*Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und behüte.*“ (Gen 2,15). Hier ist ein bemerkenswertes Gleichgewicht ausgedrückt. Der Mensch ist frei, aber verantwortlich für die Natur. Und wenn die Offenbarung des Johannes die Vollendung beschreibt, dann eben nicht mehr als Paradiesgarten unter freiem Himmel, nicht als „Zurück zur Natur!“, sondern als Stadt mit zwölf edelsteinbesetzten Toren. Das ist ein urbanes, modernes Ideal. Doch in ihr fließt ein Strom mit dem Wasser des Lebens, an dessen Ufern Bäume wachsen, die zwölfmal im Jahr Frucht bringen – ein Bild der Versöhnung von menschlicher Planung und Natur also (Offb 21,1-22,5). So findet sich in der Bibel eine Vision, ein Sinn für die Situation und ein Weg. Sie ist zielsicher, situationsgerecht und handlungsorientiert.

(a) *Eine Vision:* Was sich im Genesiswort vom Behüten und Bebauen andeutete, hält sich in der gesamten Heiligen Schrift durch. Der Mensch ist als Gottes Stellvertreter auf der Erde eingesetzt, er soll sie zu einer Welt für die Menschen verwandeln. So beschreibt eine der größten Prophetien des Jesajabuches den Gottesfrieden als versöhntes Zusammenleben: „*Dann wohnt der Wolf beim Lamm und lagert der Panther beim Böcklein. Kalb und Löwenjunges weiden gemeinsam, ein kleiner Junge kann sie hüten.*“ (Jes 11,6). Hier kommt jener Auftrag ans Ziel, der den

Menschen von Gott vorgegeben ist, nämlich das Leben auf der Erde zu mehren: „*Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch, und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen.*“ (Gen 1,28). Dieser Auftrag stellt keineswegs einen Freibrief zur Ausbeutung der Natur aus. Denn „Leben“ ist im biblischen Sinn ein In-Beziehung-Treten, ist somit ein Beim-Namen-Kennen, eine Neugier für die Dinge, ein Gespür für ihre Unterschiede, ein Sinn fürs Hegen und Pflegen, Spaß und Lust an diesem Leben eben. Das ist Schalom, ist sozusagen Frieden vom Feinsten.

Zweierlei ist an diesem Auftrag, das Leben zu mehren, bemerkenswert. Der Mensch ist in diesem Wort nicht mit seiner Verwobenheit in die Natur angesprochen, sondern durchaus modern mit seiner Freiheit. Es liegt in seiner Hand, die Natur zum Leben oder zum Tod zu verwandeln. Zum anderen deutet das Wort eine Ordnung der Natur an, die der Mensch respektieren soll: das Meer der Fische, der Himmel der Vögel und das Land der Tiere, das ist die geordnete Ganzheit der Welt. Verantwortung für die Welt liegt also darin, jedem einzelnen das Seine zu geben. Fortschritt und Wohlstand sind also weder zu verteufeln noch automatisch gutzuheißen. Sie sind darauf zu befragen, wie sie das Leben mehren. Danach haben sich auch gesellschaftliche Ordnungen auszurichten.

(b) *Ein nüchterner Sinn für die Situation:* Die ursprüngliche Einheit der Welt ist zerbrochen. In die Berufung zum Leben dringt der Drang zum Tod ein, ja er macht sich immer breiter, wie das Sich-Überstürzen der Blutrache der ersten Generationen nach Adam und Eva erschreckend deutlich macht. Kain schlägt Abel tot, und dann überzieht das Morden die Erde in immer weiteren Kreisen: „*Wird Kain siebenfach gerächt, dann Lamech siebenundsiebzigfach.*“ (Gen 4,24). Auch hier denkt die Schrift nicht nur an den gewaltsamen Tod, sondern an jede Form von Beziehungsverlust. Denn der Tod ist das „*Land des Vergessens*“ (Ps 88,13), also

jener Zustand, in dem ein Mensch dem anderen kein Gedenken mehr wert ist.

Deshalb wird immer wieder der Umgang mit Armen, Fremden und Schwachen zum Prüfstein der Verantwortung gemacht. Denn sie sind ja diejenigen, die aus den Beziehungsnetzen herauszufallen drohen. Ihr sozialer Tod ist eine Sünde, die zum Himmel schreit. So steht Jesus mit seinen Seligpreisungen ganz in dieser Tradition, wenn er den Armen, Trauernden und Machtlosen verheißt, sie werden aufleben. Erst diese Vision öffnet ja die Augen für die vielen Zonen des Todes in der gegenwärtigen Situation. In seiner Nachfolge ist es darum allen Christen aufgetragen, Menschen in die Mitte zu nehmen, die an den Rand gedrängt werden.

(c) *Ein Weg:* Zwischen Situation und Vision klafft also eine Lücke. Welcher Weg verbindet beide? Dieser Weg ist das Hauptthema der Bibel. Es ist die Erlösung. Das Christentum ist eine Erlösungsreligion nicht aus Verachtung für die Welt oder aus Blindheit für die Schönheit der Schöpfung. Aber es weiß darum, die Welt könnte anders sein, als sie tatsächlich ist. Das gilt speziell für die Situation der Individualisierung, die wir angesprochen haben. Der Glaube kann dabei unterscheiden: Der Gewinn an Freiheit ist gut, aber der Verlust an verlässlichen Beziehungen ist schlecht. Er hält zugleich die Vision bereit: Menschen können frei werden zur Verantwortung, das Leben zu mehren. D. h. konkret bei Schwangerschaftskonflikten, es könnte sein, daß ein ungewolltes Kind ungeahnte Kräfte mobilisiert:

* in jenem wunderbaren Moment, wenn die erste Panik einer werdenden Mutter weicht, sie zu sich selber kommt und weiß: „Ja, ich schaffe es!“;

* oder wenn ein 17jähriges Mädchen aus gutem Haus, aber überbehütet, zum ersten Mal vom Zauberberg der elterlichen Sorge auf den Erdboden kommt – und siehe da, auf einmal wird alles nicht mehr so verkrampft, wird praktischer, nüchterner, erwachsener;

* oder wenn, noch unter der Indikationenregelung, eine Studentin vom Arzt als Grund für die soziale Indikation nur bescheinigt bekommt: „Ledige Studentin.“ Und das macht ihr eine solche Wut, weil das heißt: „Die kann doch noch kaum für sich selber sorgen“, da kriegt sie Kraft und

sagt: „Jetzt will ich das Kind bekommen, ich komme da schon durch!“

Stets finden wir dabei den Sinn für die Situation und zugleich die Hoffnung einer Vision wieder. Gelingt es, daß eine Frau und die anderen direkt Beteiligten die Situation nicht überspielen oder sich mit den Problemen alleinlassen? Gelingt es dann auch, hoffnungsvolle Perspektiven für ein Leben mit dem Kind zu entwickeln, ja vielleicht sogar zu einem Mehr an Leben vorzustoßen? Dann ist ein Moment der Erlösung der verknoteten Situation da.

Für diese Erlösung ist aber eine auslösende Begegnung entscheidend. In vielen Partnerschaften oder Familien geschieht das ja schon fast selbstverständlich. Wenn es stimmt, daß jedes dritte, vielleicht sogar jedes zweite Kind nicht geplant ist, dann kommt es doch hunderttausende Male vor, daß die Eltern sich im ersten Schock nicht alleinlassen, daß sie zu reden anfangen und merken: „Es geht schon.“ Das ist keine Schönfärberei – die trägt ja oft keine drei Tage weit. Aber es hat etwas mit der Entdeckung von Leben zu tun: Schwangerschaft stellt den Eintritt in eine andere Welt dar. Das kann erschüttern, denn es ist eine Lebenswende. Nun zählt auf einmal eine bisher ungekannte Verwobenheit, nun ist jemand auf andere angewiesen und soll selber Verantwortung für andere übernehmen. „Kann ich das? So vieles wird nicht mehr sein wie vorher. Meine Pläne von gestern sind nur noch Schrott.“ Wenn eine Frau mit jemandem darüber sprechen kann, der ihre Situation versteht und doch auch Hoffnung auf mehr Leben machen kann, dann kann das werdende Leben angenommen werden.

So können wir wirklich von der erlösenden Kraft des Redens sprechen. Eindrucksvoll stellt dies die Wunderheilung eines Taubstummten durch Jesus unter Beweis (Mk 7,31-37). Der Taubstummte, das ist ja der vom Leben Abgeschnittene, der nichts hat als sich selbst. Und von ihm heißt es nun, Jesus habe ihm zuerst Ohren und Mund berührt, beides übrigens sensible Stellen am Körper. Doch der Taubstummte läßt es sich gefallen, weil von Jesus Hoffnung ausgeht.

Und nun tut Jesus dreierlei: Er blickt zum Himmel, also zu Gott, seinem Vater; in ihm ist er selbst mit seiner Hoffnungskraft verwurzelt. Dann seufzt Jesus – er läßt sich das ganze Elend dieser Situation zu Herzen gehen. Und schließlich spricht er das eine Wort: „*Effata. Öffne dich!*“ Das ist sein Weg der Erlösung. Jesus spricht an, er redet nicht über den Taubstummten hinweg, er schüchtert ihn nicht ein, sondern läßt ihn zu sich selber kommen. Und da geschieht das Wunder: Der Kranke kann wieder hören und sprechen. Auch das kennen wir aus vielen Konfliktsituationen. Da kommt jemand verschüchtert, mit stockender Sprache und tastend, ob das denn überhaupt Zweck hat – und auf einmal schmilzt etwas, die Person öffnet sich und kommt ins Reden. Hier ist fast mit Händen zu greifen, wie ihr der Übergang zwischen den beiden Welten gelingt: Bei der Persönlichkeit durch Leistung hat der nichts mehr zu sagen, der irgendwie aus dem normalen Prozeß herausfällt. Doch durch Begegnung wächst allmählich etwas Neues: das Vertrauen in die Kräfte des Lebens und der Beziehung. Darauf kann ein Ja zum Kind bauen.

4. Pastorale Verwirklichungen

Bei der Feier der Taufe hat die Kirche das Effata-Zeichen Jesu aufgegriffen. Auch dem Säugling werden Ohren und Mund berührt, er darf vom Anfang seines Lebens an unter dem Zeichen der Erlösung stehen. Ich habe den Effata-Ritus vor einigen Monaten bei einer Taufe besonders intensiv erlebt. Denn da waren die Eltern beide taubstumm. Doch weil sie bis dahin immer wieder viel Ermutigung erfahren hatten, konnten sie die Schule abschließen und beide einen Beruf erlernen. Nun waren sie auch selber bereit, eine Familie zu gründen. Hier war das Effata auch ein Zeichen dafür: Ebenso wie viele Menschen den Eltern auf ihrem Weg beigestanden haben, so darf jetzt auch ihr kleiner Junge auf festen Beistand zählen.

Ob darum das Effata auch eine Selbstverpflichtung der Kirche insgesamt sein kann?

In einigen Orientierungen für eine pastorale Antwort auf Schwangerschaftskonflikte lassen sich nun die Fäden unserer Überlegungen zusammenziehen. Christsein zeichnet sich durch die Vision von einem Leben in tragfähigen Beziehungen aus, durch die Nähe zu Situationen, in denen Beziehungen zu zerbrechen drohen, und durch die Fähigkeit, Begegnung zu stiften. Wenn das Leitbild des leistungsfähigen Individuums die Situation bestimmt, dann werden sich Christen für eine Erlösung auch dieses Leitbildes einsetzen. Konkret: Individuen sollen fähig werden, Verantwortung für das Leben im umfassenden biblischen Sinn zu übernehmen. Noch konkreter: Wenn sich in Schwangerschaftskonflikten die Grenzen dieses Individualismus zeigen und Beziehungsnetze nicht für ein Ja zum Kind ausreichen scheinen, können Christen in Wort und Tat Hoffnung auf ein „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) machen. Die Verbindung zwischen Mutter und Kind, wie sie von der Natur her so intensiv wie nirgendwo gegeben ist, soll nicht allein sich selbst überlassen bleiben, sondern sie ruft nach einer Gesellschaft, die die dafür nötigen Bindungen und Beziehungen fördert und nicht verhindert. Nach allem Gesagten läßt sich nun folgern, daß nur ein umfassender Ansatz auf verschiedenen Ebenen dieser Situation gerecht wird: auf der Ebene der Sozialpolitik, der Beratung und des gemeindlichen und verbandlichen Lebens.

(a) Dieser Ansatz verlangt zunächst eine *Option für Sozialpolitik*. Oft verwaltet der Sozialstaat die Not nur. Es mangelt ihm an Vision. Natürlich können Christen im pluralen Staat nicht einfach ihre Visionen der Allgemeinheit vorschreiben. Aber bereits im Grundgesetz sind durchaus Leitideen festgeschrieben, die inspirieren können, wenn es etwa im Rahmen des Schutzes von Ehe und Familie heißt: „Jede Mutter hat Anspruch auf den Schutz und die Fürsorge der Gemeinschaft.“ (Art. 6, Abs. 4). Das ist eine Konkretisierung der Leitidee vom sozialen Bundesstaat: Der Verwobenheit, die mit der Mutterschaft gegeben ist, muß eine Förderung durch die Gemeinschaft entsprechen. Darum

darf an entsprechenden Maßnahmen nicht gekürzt werden. Des weiteren wäre die Garantie des Kindergartenplatzes auch überall zu verwirklichen. Ebenso könnte man an Ausbildungsgarantien denken, wie überhaupt die Verlässlichkeit wichtiger Voraussetzungen für ein Leben mit einem Kind entscheidend ist: Wohnung, Auskommen, Ausbildung und ggf. beruflicher Wiedereinstieg. Schließlich wurde aus unseren Überlegungen deutlich, daß die Abstützung der Elternschaft nur ein Teil der Option für das Leben ist, die sich etwa bis in Fragen des Umweltschutzes oder der Erziehungsziele in der Schule wiederfindet. Verengungen auf einzelne Themen schaden dem christlichen Anliegen nur.

(b) *Beratung* bildet sicher den Kern einer pastoralen Antwort. Wenn irgendwo, dann kann sich in der Beratung die erlösende Kraft des Redens ereignen. Dabei ist allerdings auch uns selbst gegenüber nüchtern die Situation einzuschätzen. Zunächst: Aus der Sicht der Betroffenen spielt Beratung bei Schwangerschaftskonflikten eine eher untergeordnete Rolle.¹²⁾ Wichtiger ist das Verhalten von Personen aus dem unmittelbaren Umfeld. Deshalb hat Beratung wohl eher eine subsidiäre Aufgabe. Sie ist Katalysator für ein neues Verhältnis der Betroffenen zu ihrem Umfeld und ihren Lebensbedingungen. Es gehört dabei zu den bittersten Erfahrungen von Beraterinnen, daß eine Frau von negativen Kräften aus diesem Umfeld nicht freikommt. Das sind Momente, die den Kreuzerfahrungen nahekommen, von denen Jesus spricht: „Es kommt die Nacht, da könnt ihr nichts tun.“ (Joh 9,4). Hier setzt ja auch die leidige Diskussion um den Beratungsschein an. Daß es bei keiner Beratung Garantien gibt, sollte nicht als Mithilfe zur Tötung verunglimpft werden. Es zeigt vielmehr, daß das Modell „Persönlichkeit durch Leistung“ mächtig, ja übermächtig werden kann. Dagegen ein modernes Ethos des Lebens aufzubauen ist ein Jahrhundertprozeß. Dabei sind keine schnellen Erfolge zu erhoffen, es mag über Jahrzehnte hinweg unverstanden bleiben. Entscheidend ist, ob es die Christen selber bereits erfaßt hat: Sagen ihre

Berührungen mit anderen Menschen „Effata“? In 20 Jahren katholischer Beratungsarbeit hat sich ein großer Erfahrungsschatz angesammelt, über den viele Beraterinnen auch gerne reden. Gewissenskonflikte, Enttäuschung oder ein schales Gefühl nach einer Beratung kennen sie selbst am besten, aber ebenso echte Lebenswenden und unzählige Male ein tapferes Ja zum Kind. Wieviel lebensnaher und überzeugender würde die Verkündigung der Kirche, wenn diese Erfahrungen wie ein Schatz im Acker gehoben würden!

Zu fragen ist dann aber auch: Wie kommt es, daß letztlich doch nur ein kleiner Kreis von Frauen in Schwangerschaftskonflikten den Weg in eine katholische Beratungsstelle findet, häufig sozial Schwache oder Ausländerinnen? Liegt es einfach an der zu geringen Bekanntheit der Einrichtungen, an fehlenden Netzen unter Hausärzten, Gynäkologen, vielleicht Lehrern oder Sozialarbeitern? Liegt es am Image des erhobenen Zeigefingers? Oder liegt es auch daran, daß der Beratung für das Leben der nötige Mutterboden fehlt, sprich ein katholischer Stallgeruch, der jedem, der mit Katholiken zu tun hat, gleich sagt: „Ein bißchen verrückt sind sie ja schon, aber vom Leben verstehen sie etwas.“ Bei der augenblicklichen Malaise im katholischen Selbstbewußtsein werden wohl eher sozusagen Unmengen Deodorant gesprüht, um jeden eigenen Stallgeruch zu vertreiben. Aber es führt wohl kein Weg an der Erkenntnis von Papst Paul VI. vorbei: Zuerst kommt das Zeugnis des Lebens, dann erst das Zeugnis des Wortes.¹³⁾ In protestantisch dominierten Ländern wie den USA, England oder Preußen standen Katholiken früher im Geruch: Sie haben mehr Kinder, mehr Durcheinander, weniger Geld und feiern die lustigsten Feste. Das mit dem Durcheinander und dem Geld braucht ja heute nicht mehr so zu sein, aber das mit den Kindern und den Festen, das riecht doch nach „*Leben in Fülle*“.

In unseren Beratungsstellen kommt es zu vielen langfristigen Beratungsbeziehungen. Das spricht für eine echte Beratung für das Leben. Denn wenn Leben Beziehung ist,

dann braucht der Aufbau von Beziehungen Zeit. Auch Jesus hat den Taubstummten zuerst abseits von der Menge geführt, also gleichsam in einen Schutzraum, in dem er nicht bedrängt ist von den Kräften, die ihn bisher kleinhielten. Die personelle Ausstattung der Beratungsstellen sollte darum großzügig sein. Zugleich wäre aber auch die Frage der ehrenamtlichen Beteiligung daran neu zu stellen. Mit einer solchen Beteiligung, die selbstverständlich gut vorbereitet und begleitet sein muß, haben etwa die Telefonseelsorge oder neuerdings die Hospizbewegung beste Erfahrungen gemacht.

Schließlich die pastorale Begleitung der Beraterinnen: Wenn Beratung nicht einfach Not verwaltet, sondern durch Teilnahme an der Situation Hoffnung erschließt, dann rührt jeder Schwangerschaftskonflikt auch an innerste Schichten der Beraterin, an die eigene Partnerschaft und das Verhältnis zu Kindern etwa. Für die psychische Auseinandersetzung muß darum regelmäßige Supervision zu den Standards gehören. Bereits der Einstellung sollte ein umfassender Klärungsprozeß auf beiden Seiten vorausgehen, um späteren Enttäuschungen oder Mißverständnissen vorzubeugen. Des weiteren sollte pastorale Begleitung dazu dienen, die aufgebrochenen Fragen in ihrer Tiefe zu erschließen: „Wo sind für mich Quellen der Hoffnung? Was trägt mich auch da, wo ich selber meine Grenzen erlebe? Wie gehe ich mit Gewissensentscheidungen um, wie mit lehramtlichen Vorgaben, wie mit Angriffen durch verschiedene Gruppen innerhalb oder außerhalb der Kirche? Kann ich die Orientierungen des Glaubens für mich selber als lebensförderlich wahrnehmen?“ Hier ist der Ort von geistlichen Beratern. Aber auch ihre Tätigkeit kann nur subsidiär dazu sein, daß insgesamt unter Mitarbeiterinnen ein Klima des Vertrauens wächst, in dem allein solche Fragen thematisiert werden können.

(c) Wenn eben vom Mutterboden die Rede war, in dem eine Beratung für das Leben verwurzelt sein muß, dann stellt das *gemeindliche und verbandliche Leben* mehr als nur flankierende Maßnahmen bereit. Dort, wo Christen leben, muß erkennbar werden: Hier

wird Leben gemehrt – gerade auch in Verantwortung für Menschen, deren eigene Netze nicht mehr tragen. Ein solches Ethos des Lebens könnte mehr und mehr zu einem Markenzeichen der Gemeinden und Verbände werden – eben ihr Stallgeruch. Langfristig würde ich mir darum eine Selbstverpflichtung der Kirche in Deutschland zu einer Reihe von konkreten Maßnahmen wünschen, die wenigstens zeichenhaft verlässliche Netze für ein Leben mit Kindern spannen könnten.

Auf einen solchen Anspruch hin wäre einmal eine Gewissenserforschung der gegenwärtigen Pastoral zu halten. Nach meinem Eindruck versucht jede Pfarrei hier ein bißchen dies, dort ein bißchen das, geklagt wird viel, und wenn etwas verändert wird, dann wird am liebsten abgeschafft ... Welche Visionen sind erkennbar – außer der, den eigenen Bestand zu sichern? Die Förderung eines Lebens mit Kindern beschränkt sich oft auf Taufe und Erstkommunion. Gewiß, es gibt einzelne Maßnahmen, es gibt Krabbelgruppen, Kreise für Alleinerziehende, Kinder- und Familienfreizeiten, Familienbildungsstätten, hie und da Besuchsdienste für Neuzugezogene, Aktionen zugunsten Langzeitarbeitsloser, nicht zu vergessen die „Aktion Babykorb“ – sie hat leider schon bessere Tage gesehen! –, aber aufs Ganze gesehen bleibt das zu sporadisch. Im Vergleich unserer Gemeinden etwa mit der „Lebenshilfe“ für Behinderte muß man sagen: Von einem vergleichbaren verlässlichen Netz sind sie weit entfernt, ja man darf fragen: Gehört ein lebensförderlicher Dienst überhaupt zu den Prioritäten der Gemeinden? Warum werden Pfarrheime und Vereinshäuser renoviert und kaum Wohnungen für ein Leben mit Kindern? Ein ähnlicher Einsatz wie etwa für die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion findet sich selten. Dabei wäre ein Rückzug auf das „eigentlich Religiöse“, also auf Gottesdienst, Sakramente und Glaubensverkündigung, gerade der Tod des Glaubens, nämlich ein Glaube ohne Beziehung zum Leben der Menschen. Wenn das Leben zu mehren immer auch heißt, Hoffnung auf ein „*Leben in Fülle*“ zu erschließen,

dann wächst doch gerade hier auch der Glaube.

Und schließlich: Wer setzt diese Prioritäten? Kommen Betroffene zu Wort? Was sind die Wertesysteme der Entscheidungsträger, etwa der Priester, der Laienseelsorger, der Mitglieder im Pfarrgemeinderat? Sind sie vielleicht gar nicht so weit von den Werten der Mittelschicht entfernt, die am meisten von der Individualisierung profitiert hat? So kämen die Verlierer bei der Modernisierung nur als Fälle in den Blick, nicht als Anfrage.

Dabei gibt es eine Menge hoffnungsvoller Ansätze aus Gemeinden und Verbänden, die nicht viel mehr als einige Entschlossene voraussetzen, z.B. im Rahmen der Kinderversorgung: Nachbarschaftshilfen und Förderung von Selbsthilfeaktionen, Hol- und Bringdienste für Kindergarten- und Schulkinder, Mittagstisch in einem Privathaushalt, überbrückende Kinderbetreuung während der Randzeiten von Kindergarten und Schule und während einer Krankheit oder Hausaufgabenhilfe. Meist bewahrheitet sich dabei das Wort: „*Wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluß haben.*“ (Mt 13,12). D. h. wer einmal anfängt, dem wachsen auch Kräfte und neue Leute zu.

Am Schluß stehen also Fragen. Das mag zu mager erscheinen. Aber wie so oft ist es wohl wichtiger, die richtigen Fragen zu stellen, als schnelle Antworten zu geben. Rund um den § 218 wird in Deutschland sicher bald Alltag einkehren. Seine Fragen werden die gesellschaftliche Auseinandersetzung in den nächsten Jahren kaum bestimmen. In der Bevölkerung herrscht dabei ohnehin eine grundsätzliche Akzeptanz der Selbstbestimmung der Frau. Wenn aber Schwangerschaft und ihre Konflikte die Individualisierung insgesamt in Frage stellen, dann muß diesen Fragen nachgegangen werden, ob gelegen oder ungelegen. Die Vision vom „*Leben in Fülle*“ mag hier querliegen, aber unterschlagen werden darf sie nicht.

Anmerkungen:

- 1) *Karl Schlögel*, *Go East oder: Die zweite Entdeckung des Ostens*, Berlin 1995, 169–184, hier 172.
- 2) *Statistisches Bundesamt*, *Zahlenkompaß 1995*. Statistisches Taschenbuch für Deutschland, Wiesbaden 1995, 52–54.
- 3) *Jürg Willi*, *Der Schutz der sozialen Ökologie des Menschen*, in: *Neue Zürcher Zeitung* (Fernausgabe Nr. 66) vom Sonntag/Montag, den 20./21. März 1994, 28.
- 4) *Hubert Speidel*, *Tabus von heute – Probleme von morgen*, in: *Psychotherapie, psychosomatische Medizin und Psychologie* 44 (1994), 145–152, hier 150.
- 5) *Speidel*, *Tabus von heute* 147.
- 6) *Paul M. Zulehner*, *Pastoraltheologie III. Übergänge. Pastoral zu den Lebenswenden*, Düsseldorf 1990, 149.
- 7) *Ulrich Beck*, *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. ¹⁰1993, 175. Gegenüber dem Mißverständnis, Individualisierung bedeute schlechthin einen Gewinn an Freiheit, hebt Beck immer wieder ihre sozialstaatliche Einbindung hervor, vgl. etwa *Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim*, *Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 22 (1993), 178–187, besonders 179–181.
- 8) *Beck*, *Risikogesellschaft* 180, spricht im Blick darauf vom Übergang von der halbierten zur durchgesetzten Marktgesellschaft.
- 9) *Andreas Wollbold*, *Ja zum Kind – aber wie? Eine Antwort der Pastoral auf Schwangerschaftskonflikte*, in: *Stimmen der Zeit* 120 (1995), 458–466.
- 10) *Eva Zeltner-Tobler*, *Eltern als Snowboarder und Brückenspringer. Verwischte Generationengrenzen provozieren Jugendgewalt*, in: *Neue Zürcher Zeitung* (Fernausgabe Nr. 61) vom Dienstag, den 15. März 1994, 47.
- 11) *Heiner Barz*, *Postmoderne Religion. Die junge Generation in den Alten Bundesländern (= Jugend und Religion 2)*, Opladen 1992, 80.
- 12) Vgl. (allerdings oft einseitig interpretierend): *Materialien zum Bericht der Kommission zur Auswertung der Erfahrungen mit dem reformierten § 218 StGB III (= Schrittenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit 92/3)*, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1982, 31–44, wonach nur 3 % der Befragten durch Beratung neue Gesichtspunkte vermittelt wurden.
- 13) *Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ Seiner Heiligkeit Papst Pauls VI. an den Episkopat, den Klerus und alle Gläubigen der Katholischen Kirche über die Evangelisierung in der Welt von heute (8. Dezember 1975) (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhl 2)*, Bonn 1975, Nr. 21.